

## Auszug aus einem Memoirenbuch, das ich als Ghostwriter schrieb



Wegzudenken habe ich gelernt, musste es lernen um meines seelischen Gleichgewichts willen lernen. ‚Wegschreiben‘ aber kann ich nicht. Dieses Kapitel ist Teil meines Lebens, es gehört zu mir, ich kann es nicht einfach als nicht bestehend betrachten, so sehr ich vielleicht auch geneigt bin, daran nicht erinnert zu werden. Andererseits habe ich auch die Erfahrung gemacht: Das Beschäftigen mit Sterben und Tod ist eine Beschäftigung mit dem Leben. Ich war im Grunde nie ernsthaft krank, erfreute mich stets guter Gesundheit.

...

Ich litt zwar gelegentlich an Obstipation, hatte aber nie ernsthafte Beschwerden. Doch an einem Abend bekam ich starke Schmerzen...

Am nächsten Tag ging ich zur Röntgenuntersuchung.

„Schauen Sie sich selbst die Geschichte auf dem Monitor mal an,“ meinte der Arzt etwas robust, „die Sache sieht leider nicht gut aus. Da geht gar nicht mehr, bei diesem Darmtrakt“ – er deutete auf eine bestimmte Stelle - „ist die Verbindung unterbrochen.“

Wie ein schneidender Blitz durchfuhr es mich: Du hast Krebs, dasselbe, was Bruder Herbert gehabt hat und woran er so früh gestorben ist.

„Sie müssen sich sofort operieren lassen!“

...

Zwischen der ersten Untersuchung und dem Vorabend der Operation hatte die Zeitspanne einer Woche gelegen. In diesem acht Tagen gelang es mir noch, mich abzulenken. Ich arbeitete von früh bis spät, traf eine Vielzahl von Entscheidungen, trachtete zuregeln was noch geregelt werden konnte.. Ich versuchte, mich mit Arbeit zu betäuben...

Aber den Krebs konnte ich nicht wegleugnen. Immer wieder, immer mehr bemächtigte sich meiner eine tiefe Traurigkeit, ein unbeschreibliches Bedrücktsein: Was ist das für ein ‚Tier‘, das jetzt in mir frisst? Kann es ganz getötet werden? Oder lebt es heimlich weiter, von den Ärzten unbemerkt. Ist diese ‚Bestie‘ vielleicht gerade am Werk, in diesem Augenblick dabei, sich auszubreiten, mein Leben von innen her auszulöschen? – Ein Gefühl ohnmächtiger Verbitterung überfällt mich. Ich kann mich nicht wehren, bin dem Schicksal ausgeliefert, mögen die Ärzte auch sagen, man könne eine Menge dagegen tun. Ich habe keine wirkliche Chance zum Kampf, das ‚Tier‘ gibt mir keine Möglichkeit zu kämpfen. Ich bin zum Nichtstun verdammt, kann nur warten und hoffen. Ich war Soldat. Für jeden Soldaten gibt es keine schlimmere Situation, als wenn er sich nicht wehren kann, nicht verteidigen, nicht kämpfen kann, sondern hilflos den Schlägen des Feindes ausgesetzt ist. Mein Sinn für Fairness war auf das empfindlichste verletzt. Das ist nicht gerecht, das ist nicht in Ordnung, dachte ich wieder und wieder, dass ich ohne Gegenwehr abwarten muss, keine Initiative zu entfalten vermag und nicht einmal weiß, ob das Ungeheuer in mir wieder zuschlägt, geschweige denn wann.

Das Ohnmachtsgefühl ließ mich oft ungerecht werden, unwirsch gegenüber meinen Mitmenschen, die es gut mit mir meinen. Fast kommt so ein Neidempfinden auf: Die haben es gut, die sind fein raus, denn können flott reden, denn sie sind ja nicht krank.